



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue Novellen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

beiholen ließ, die mein dankbarstes Publicum bildeten; denn während der Kronprinz, ein kleiner, vollwangiger Junge, in die Hände klatschte, führte die Prinzessin, ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, nach dem Takt der Musik einen Tanz auf, wovon Pomare so entzückt wurde, daß sie ihren ganzen Hofstaat um sich versammelte.

Der königliche Gemahl, ein junger Indianer von riesenhaftem Wuchs, erschien jetzt und mit ihm ein ganzer Schwarm barfußrer Hölflinge, die in den abenteuerlichsten Anzügen sich um meine arg bedrängte Persönlichkeit gruppirten, bald mich, bald meine Violine angafften oder in die Saiten griffen, kurz, mich so umdrängten und umschnatterten, daß ich fast keinen Raum mehr fand, den Bogen zu führen. Es ist schwer, die grellen Situationen in diesem phantastischen Zirkel zu schildern, und ein zweites Mal würde ich mir es überlegen, der Neugierde dieses Opfer zu bringen.

Pomare verabschiedete bald ihre ganze Umgebung und blieb mit mir allein. Sie winkte mich näher und wünschte meine Geige zu betrachten. Ich war in Verwirrung, aber da war keine Weigerung möglich, und nach kurzem Besinnen übergab ich meinen Schatz den Händen der Indianerkönigin. Während sie mit den Fingern an den Saiten zupfte, stand ich wie auf der Folter, nur ein Gelüste dieser Herrscherin und die Geige war für mich verloren. Pomare gab sie mir unverfehrt zurück, ich athmete freier und spielte aus Dankbarkeit ein tahitisches Volkslied. Sie schien sehr erfreut darüber und frug mich in gebrochenem Französisch, ob ich auch aus dem Lande der Franzosen komme? und als ich dieses verneinte, faßte sie meine Hand, drückte sie und flüsterte geheimnißvoll: „Ich liebe diese Männer nicht.“ Wol mag sie Ursache haben, diesen Männern zu großen, die ihre freie Stellung und Unabhängigkeit untergruben, die ihr Macht, Ansehn und Scepter aus den Händen wänden und sie zu einer Königin nur dem Namen nach machten. Sie löste ein kleines goldenes Kreuz von ihrer Korallenkette und reichte es mir mit den Worten: „Dies als Erinnerung an Pomare.“ Hierauf verneigte ich mich tief vor der gelben Majestät und verließ mit dem Missionär das königliche Haus und die Insel Papetée.

### Neue Novellen.

Die Ueberzeugung, daß der Roman, der die Darstellung des wirklichen Lebens bezweckt, von der Anschauung des wirklichen Lebens ausgehn muß.

gewinnt auch in Deutschland immer mehr Eingang; in England hat, so lange es überhaupt eine Romandichtung gibt, noch niemand daran gezweifelt. Bei mehren Romanen, die uns in den letzten Tagen zugekommen sind, haben wir erfreuliche Fortschritte nach dieser Seite wahrgenommen. — So zeigt die Novelle: Abenteuer eines Emporkömmlings. (2 Bde. Frankfurt a. M., Sauerländer.) eine vielseitige Kenntniß des Lebens. Der Verfasser ist mit den verschiedensten Schichten der Gesellschaft in Berührung gekommen, und hat sie nicht bloß auf der Oberfläche beobachtet, sondern sich bemüht, in ihre Tiefen einzudringen. Seine Figuren, obgleich oft nur in leichten Umrissen gegeben, haben eine bestimmte Physiognomie und prägen sich dem Gedächtniß ein. Ueberall schimmert eine klare Vorstellung von den Verzweigungen des Verkehrs, von den Sitten und Vorurtheilen des bürgerlichen Lebens durch. Am bekanntesten scheint der Verfasser in Oestreich zu sein. Die Personen bewegen sich trotz ihrer Ueberfülle mit einer gewissen Freiheit, und wenn sich auch die Scenen etwas gar zu bunt durcheinanderdrängen, so verliert man doch den Faden nicht aus der Hand. Sehr störend sind dagegen die Incorrecetheiten der Sprache, die zuweilen gradezu eine unvollkommene Schulbildung verrathen. Noch zu einer Bemerkung gibt der Roman Veranlassung, die sich auf die ganze Gattung bezieht. Seit etwa zwanzig bis dreißig Jahren hört man vielfach über die Unsittlichkeit unsrer Dichtungen klagen, und die Dichter verstehen das gewöhnlich so, als ob die kritischen Moralisten ihnen die Anwendung von Gift, Dolch, Brand und ähnlichen romantischen Ingredienzen oder die Ausmalung sinnlicher Scenen untersagen wollten. So ist es aber nicht gemeint. Was uns bei dem neuen deutschen Roman häufig auf das peinlichste berührt, ist die Unfähigkeit der Dichter, ihre Helden, und zwar ihre eigentlichen Helden, so handeln zu lassen, wie eine wohlgeschaffene Seele handeln muß, ohne weiter zu reflectiren. Es sind nicht die Verstöße gegen den Katechismus, sondern die Verstöße gegen die Elementargrammatik des sittlichen Empfindens, deren man sich in der Form der Regel gar nicht mehr bewußt werden darf, sobald man ins handelnde Leben eintritt. Wir wollen aus dem vorliegenden Roman einen Zug anführen, um uns deutlich zu machen.

Der edelste Held des Romans, ein Graf Dei Ponti, ist durch einen spitzbübischen Bankier um sein Vermögen betrogen. Infolge dessen schreibt er ihm von Paris aus einen groben Brief, und der Bankier schickt ihm gewissermassen zur Entschädigung ein Gnadengeschenk von 5000 Gulden. Natürlich erwartet man, daß er sie verächtlich zurückschicken wird. Inzwischen beschließt er doch, zwanzig Franken davon zu nehmen, um bis zu einer gewissen Frist, wo er Geld erwartet, damit auszukommen. Ein geistvoller, sehr dürftiger Mann, Namens Stromfeld, hat sich seiner angenommen und ihm

Geld geliehen. Diesen besucht er, um ihn zu bezahlen. Stromfeld hat durch einen Zufall die Entdeckung gemacht (in nicht ordnungsmäßiger aber doch nicht grade unehrenhafter Weise), daß eine Eisenbahnconcession erteilt werden soll, er jammert darüber, daß er kein Capital besitzt, um diese Entdeckung zu einem unermesslichen Gewinn benutzen zu können. Von hier an lassen wir den Verfasser selber sprechen.

„Bei aller Theilnahme für Stromfelds Schmerz und seine betrübte Lage mußte ich das Unlogische seiner Denkweise mißbilligen und seinen Schmerz, daß ihm eine unehrenhafte Handlung nicht denselben Nutzen bringe, den ein Reicherer, Mächtigerer vielleicht daraus gezogen haben würde; vermied jedoch jede Bemerkung, die nur seinen gereizten Zustand verschlimmert hätte, und entfernte mich. Erst vor der Hausthür fiel mir ein, daß ich doch gekommen war, ihm das Darlehn zurückzustellen und ein Gedankenblitz zuckte vor mir: Wie, wenn ich jetzt mit dem Gelde Buchwalds die Mittheilung Stromfelds zu seinem und meinem Vortheil benutzte? Schon wollte ich umkehren, um den Unglücklichen zu trösten, als mich der Gedanke zurückhielt, daß erstens Stromfeld keine Gelegenheit gegeben werden dürfe, sich einer unredlichen That zu freuen, und daß ich mich auch vor allem vergewissern müsse, daß die Idee, durch den Ankauf jener Actien einen bedeutenden und sichern Gewinn zu erzielen, keine bloße Chimäre sei, um nicht den Vorsatz der Rücksendung des Geldes an Buchwald aufgeben zu müssen. Auch war es mein fester Entschluß, mich nicht in Börsenspiele einzulassen, wie sie Stromfeld eigentlich im Sinn hatte, sondern das Papier fest zu kaufen und ruhig abzuwarten.“

Kurz der Graf De Pontoni benutzt die ihm von Stromfeld mitgetheilte Kenntniß, ohne demselben etwas mitzutheilen, um mit den 5000 Gulden des Bankiers zu speculiren. Nachdem er damit etwas über eine Million gewonnen, schickt er die 5000 Gulden dem Bankier in einem verächtlichen Schreiben zurück.

Möchte man nicht rücklings überschlagen, wenn man so etwas liest! Das ist dieselbe Sophistik des sittlichen Denkens und Empfindens, als deren eclatantestes Beispiel wir ihrer Zeit die Ritter vom Geiste charakterisirt haben, und wie tief der zersetzende Einfluß dieser Sophistik gedungen ist, zeigt eben das vorliegende Beispiel. Der Verfasser empfindet im Ganzen so, wie ein anständiger Mensch empfinden soll. Er empfindet, um uns eines fremden aber passenden Ausdrucks zu bedienen wie ein Gentleman, und doch begegnet ihm eine so tolle Extravaganz. Das Tolle liegt nämlich nicht darin, daß überhaupt so gehandelt wird, sondern daß der Held sehr anständig und sittlich zu handeln glaubt und daß der Dichter ihm darin beipflichtet. —

Ein zweiter Roman von Adolph Weißer: „Der Tanz um das goldene Kalb“ (2 Bde. Stuttgart, Franckh) zeigt ein sehr erhebliches Talent für realistische Darstellungen, das aber noch nicht zur Reife gediehen

ist und sich namentlich mehr vom Außern auf das Innere wenden muß. Der Verfasser versteht unterhaltend und selbst pikant zu erzählen, er versteht ferner über gegebene sittliche Zustände verständig zu reflectiren, aber diese beiden Momente haben keine Ausgleichung gefunden und man weiß nicht recht, welches von ihnen man als episodisch betrachten soll. Beide Verfasser würdigen übrigens richtig die Bedeutung der prosaischen Arbeit für das ideale und poetische Leben. —

Ein dritter Roman: Schloß und Pfarrhaus von B. von Wiese (Breslau, Kern), ist wohlgemeint aber nicht grade tief gegriffen.

Mit großem Vergnügen haben wir in den sicilianischen Reisebildern (the two Sicilies) einer der begabtesten unter den englischen Dichterinnen, Julia Kavanagh, gelesen. (Collection of British Authors Tauchnitz Edition.) Die Schilderungen sind glänzend, wenn auch zuweilen mehr Farbe angewandt ist, als die Sache erfordert. —

Da wir nun in diesen Romanen hauptsächlich mit Realisten zu thun gehabt, fügen wir noch einen Idealisten hinzu, um einen vielbesprochenen aber häufig mißverstandenen Gegensatz hervorzuheben. Hugo Delbermann, der schon durch frühere Gedichte vielen Beifall gewann, hat eine neue Sammlung herausgegeben: Herzbilderbuch (Leipzig, Luppe), die sich fast zur Hälfte in Anklagen gegen die Prosa unserer Zeit ergeht. „Es ist der Kampf das Loos der Poesie, der schwere Kampf mit harter Wirklichkeit.“ „Es ist die schwerste Frage dieser Zeit.“ „In alles Blut, wie auch das Herz sich wehre, dringt ein die Prosa, dieser Zeit Misere.“ Ferner ruft der Dichter den Kritikern zu: „Ihr solltet nicht mit der Verhöhnung Streichen den Dichter treffen, den der Gram verzehrt!“ Und motivirt das noch weiter folgendermaßen:

Ein Dichterherz — ihr dürft es alle glauben! —

Das heut besiegt der Prosa Niesenmacht,

Und drüber schwebt — muß aller Götter Trauben

Gekostet haben in geweihter Nacht —

Denn das Talent kann seine Kraft nicht schrauben

Zur Feldherrnhöh' ob unserer Tage Schlacht,

Wo nur dem Genius noch die Palmen winken,

Kann das Talent nur rettungslos versinken!

Wir wollen einen Dichter, der sich selbst unglücklich nennt, wahrlich nicht verhöhnen, aber wir möchten ihn auffordern, ein freundliches Wort ruhig zu erwägen. Wenn die oben angeführten Grundsätze richtig sind, wenn in unsrer Zeit nur das wahre Genie in der Dichtung sich Bahn bricht, das bloße Talent aber elend verkümmert: wie soll sich der gewissenhafte Kritiker, dem es doch mehr um das Wohl der Menschen zu thun ist als um das Entstehen einiger mittelmäßigen Verse, einem jungen Dichter gegenüber verhalten,

in dem er höchstens Talent sieht? einem Dichter gegenüber, der doch noch zu warnen ist! Soll er in gewissenlosem Leichtsinn, um ihm ein paar angenehme Stunden zu machen, ihn wol gar noch auffordern, bei seinem Unternehmen zu bleiben, in der Poesie den Mittelpunkt seiner Existenz zu suchen, der er doch im höhern Sinn nicht gewachsen ist? Betrachtet sich der Kritiker als den Freund des Dichters, so wäre es vielmehr seine heilige Pflicht, ihn zu warnen, ihn vor allen Dingen aufzufordern, die Poesie so zu betrachten, wie sie vor hundert Jahren betrachtet wurde, als eine erhebende Beschäftigung der Mußestunden, den Ernst des Lebens aber anderwärts zu suchen! Diese undankbare Aufgabe in jedem Fall durchzuführen ist freilich nicht möglich, aber von Zeit zu Zeit muß man doch seinem Gewissen Luft machen. Wenn freilich der Dichter ausruft „die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!“ so ist nichts weiter dagegen zu sagen. Jeder Einzelne muß am besten wissen, was ihm frommt. Auch in den vorliegenden Gedichten finden wir mehr Anempfindung als Empfindung, mehr Nachklänge als eigne Melodien, und am gelungensten sind daher die bewußten Parodien, so z. B. der Gesang an die kritischen Nachtulen — denn wie bei den meisten der gegenwärtigen Dichter ist auch dem unsrigen die Welt hauptsächlich mit Recensenten angefüllt.

„Werthe Herren! es gab schönre Zeiten

Als die unsern — das ist nicht zu streiten!

Größere Dichter haben einst gelebt.

Könnten tausend Schwäger davon schweigen —

Tausend Steine würden redend zeugen,

Die in Weimar man vom Boden hebt.

Doch es ist dahin, es ist entschwunden

Dieses hoch begünstigte Geschlecht!

Wir, wir leben, unser sind die Stunden —

Und der Lebende hat Recht!“

Einem jener Heroen von Weimar, den wir in diesem Sinn schon öfters angeführt, geben wir auch diesmal für uns das Wort. „Die deutsche Sprache, sagt Goethe, ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden gegeben ist, sowol in Prosa als in Rhythmen und Reimen, sich dem Gegenstand wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus folgt nun, daß jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen weiß. Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngern einzusehn, daß damit im höhern Sinn noch wenig gethan ist.“ „Leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schwächen nach

dem Verlorenen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt. Wie schwer ist es daher, dem Talent jeder Art und jeden Grades begreiflich zu machen, daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht."

### Von der preussischen Grenze.

Das neue ministerielle Organ, die Preussische Zeitung, bringt einen Artikel über die Angelegenheiten der Donaufürstenthümer, dessen Auffassung sehr wesentlich von der des frühern Ministeriums abweicht. Auch diese veränderte Auffassung der auswärtigen Politik begrüßen wir mit Befriedigung, nicht bloß weil sie der Sache selbst entsprechender ist, sondern hauptsächlich weil sie die preussischen Interessen besser vertritt. Denn Preußen kann doch unmöglich seine Haltung in dieser Frage ausschließlich nach der Rücksicht auf die Walachen oder Rumänen abmessen, eine Rücksicht, die ohnehin bei keiner der vier Großmächte vorwiegt, welche dabei ein näheres Interesse haben. Es handelt sich hier um einen europäischen Conflict, in welchem Rußland und Frankreich auf der einen, Oestreich auf der andern Seite steht, und in diesem Conflict Partei zu nehmen, muß Preußen durch mächtigere Gründe bestimmt werden, als durch die Berücksichtigung einer Bevölkerung, die es nichts angeht. Die Frage verdient um so mehr eine Erörterung, da die Constellation voraussichtlich noch längere Zeit dieselbe bleiben wird.

Zwar geben wir auf das Kriegsgeschrei der französischen Journale gegen Oestreich nicht viel. Im Gegentheil sind wir eher geneigt, wenn in Paris recht nachdrücklich auf eine bestimmte Eventualität hingewiesen wird, das Entgegengesetzte derselben für wahrscheinlich zu halten. Allein die Natur der Sache selbst ist bedrohlich genug. In Italien steht der sardinische Staat und mit ihm der überwiegende Theil der Gesamtbevölkerung dieser Halbinsel in beständiger Spannung gegen Oestreich. In der Türkei sind die Interessen Rußlands und Oestreichs diametral entgegengesetzt. Das französische Volk verlangt eine Beschäftigung für seine Phantasie, es will die Erinnerung an den älteren Napoleon wieder auffrischen, und da dem Kaiser augenscheinlich daran liegt, einen Punkt zu finden, wo er Ruhm gewinnen kann, ohne in unmittelbarem Conflict mit England zu gerathen, so läßt sich nicht leicht absehn, wo er diesen Punkt anders auffinden sollte, als in einem Conflict mit Oestreich, namentlich in Bezug auf Italien. Bei einer solchen Disposition der Kräfte und Stimmungen kann man keinen Augenblick sicher sein, daß nicht durch einen unberechenbaren Zufall ein Krieg herbeigeführt wird, den ursprünglich keiner der Beteiligten gewollt hat. Nicht anders war es bei der großen orientalischen Ver-